

Nr. 5. Bromberg, den 6. Januar 1928.

Schiggi=Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Ein Menschenleben ist nichts. Das habe ich in viereinhalb Jahren Krieg zur Genüge erfahren, jeder Tag hat Hunderte vernichtet, und man hat sich daran gewöhnt. Heute dich, morgen vielleicht schon mich, was liegt daran!

Ein Menschenleben ist ein ungeheuer großer Wert, wenn man Zeit hat, sich zu besinnen. Ich gehe hinter den Männern nach, und sie tragen einen Toten. Vor einer Viertelstunde noch hat die Hand, die jetzt wie aus Holz geschnitzt am Gelenk hängt, Pfeil und Bogen umspannt, diese erstarrten Füße sind eilends am Boden dahingeschritten und der Kreislauf des Blutes hat diesen Körper durchwogt. Das Herz, das nun stille steht für immer, hat vor kurzem noch bange geschlagen, und der Gedanke an Flucht hat hinter dieser Stirne gewohnt und vielleicht der Gedanke, der letzte, an den Stamm, an die Heimat. Wer du auch warst, dunkelfarbiger Indianer — im Tode sind wir alle gleich! Ein Menschenleben ist ein ungeheuer großes Wort, wenn man Zeit hat, sich zu besinnen und an das eigene denkt. Auch hinter meiner Stirne wohnt der Gedanke an Flucht. Aber das Schicksal ist ein schwirrender Pfeil und traf schon manchen einen Schritt vorm Ziel. — Ich gehe hinter den Männern nach, und sie tragen einen Toten.

An ihrem Geschrei und Gelärm läßt sich das Maß der Freude ermessen, die alle beherrscht. Das Gefühl der Freude ist eine seltsame Erscheinung bei ihnen. Sie zeigt sich wohl mitunter bei besonderen Gelegenheiten, ist aber meist oberflächlicher Natur und nie von langer Dauer. Nur wenn ihnen ein Mensch zur Beute fällt, wachen sie auf aus ihrer oft an Stumpfheit grenzenden Ruhe. Dann leuchten ihre Augen, und die Worte überstürzen sich, in heiser bellenden Lauten hervorgestoßen. Nicht aus dem triumphierenden Bewußtsein heraus, das Edelwild des Waldes erlegt zu haben, das ihnen ebenbürtig ist, sondern lediglich aus Gier nach Menschenfleisch, dessen Genuß ihnen am höchsten steht. Andere Indianerstämme tragen mit Stolz den Skalp ihrer Opfer oder hängen sich die abgeschnittenen Ohren wie eine Kette um den Hals, die Parintintin kennen keine Trophäe. Sie stehen auf der niedrigsten Stufe und gleichen in vielen Dingen aufs Haar den Tieren, insonderheit den Affen, mit denen sie zusammen leben. Wenn ich nicht fürchten müßte, ihren Groll auf mich zu laden, würde ich zurückbleiben und die nächsten drei Tage fern vom Hause verbringen; aber ich darf es nicht, ich muß aushalten, muß gute Miene zum bösen Spiel machen, bis die Stunde der Flucht schlägt.

Ich beschleunige meinen Schritt und trete wieder neben den Häuptling. Ich war den ganzen Morgen bei ihm, und meine plötzliche Zurückhaltung könnte ihm auffallen. Er wird meiner ansichtig und hält mir den Bogen und die Pfeile des Getöteten hin. Ich heuchle Interesse und besehe sie mir. Aber anstatt sie wieder fortzunehmen, drückt er sie an meine Rifle und deutet mir mit dem Finger auf die Brust. Da merke ich, daß er sie mir schenken will, und nehme sie an mich. Meine Teilnahmslosigkeit an dem großen Jagderlebnis wurde also nicht als Ablehnung empfunden. Darüber bin ich froh und weiche nicht mehr von der Seite des Häuptlings. Seine Laune ist glänzend, und sein Mund steht nicht still; unentwegt bellt er zwischen das Geschrei der anderen Männer, bis wir vor dem Hause angelangt sind.

Genau wie das letztemal, strömt auch heute unter lautem Geschnatter das Weibervolk zusammen und umringt den auf den Boden geworfenen Indio. Und sofort beginnt die ekle Arbeit des Absäbelns der Hände und Füße, und ich warte schon auf den Augenblick, in dem die Horde der Wildschweine über den Leichnam herfällt. Zu meinem großen Erstaunen kommt es diesmal anders. Ein altes Weib schlitzt dem Toten den Leib auf und reißt ihm das Gedärm heraus. Dann trägt sie es an die Ecke des Hauses und wirft es den Tigern vor. Nun wird der Körper des Indianers regelrecht wie ein Stück Wild zerlegt. Die Frauen drehen ihm die Arme aus den Gelenken und brechen sie am Ellenbogen durch. Zwei haben ein Bein gefaßt und lösen es dicht unter dem Hüftknochen vom Rumpf. Das dauert eine geraume Weile, bis sie damit fertig sind. Dann trennen sie das Bein am Knie vom Oberschenkel ab. Zum Schlusse ist nur noch der Rumpf übrig. Während er zerstückelt wird, schneidet eine von den Weibern den Kopf weg.

Nach Beendigung dieser Metzelei verteilen die Weiber die einzelnen Stücke. Die Männer bekommen die besten und beginnen augenblicklich mit dem Mahl. Sie braten eifrig und reden in Erwartung der bevorstehenden Genüsse kein Wort. Der Häuptling nimmt diesmal Hände und Füße allein für sich in Anspruch. Er hat sie vor sich hingelegt und hält gerade eine Hand des Getöteten übers Feuer. Ein Mann sitzt reglos vor der Flamme und weidet sich am Anblick des Kopfes, den er in die Glut gelegt hat. Das Feuer hat die Haare gefaßt, eine kleine Rauchwolke steigt auf und ein penetranter Geruch weht mir um die Nase.

Fast gleichzeitig beginnen die Sieben mit dem Essen. Der Häuptling dreht die geröstete Hand um und schlägt seine Zähne in den Ballen. Dann nagt er den Daumen und die übrigen Finger sorgfältig ab, bis kein Fetzchen Fleisch mehr an ihnen ist, und holt sich die andere Hand. Am widerlichsten ist der Kerl mit dem Kopf. Er gräbt seine Finger in die Wangen und reißt das Fleisch weg und schabt und schmatzt, bis nichts mehr übrig bleibt als die Zunge. Die rührt er nicht an. Dann schlägt er die Schädeldecke entzwei, scharrt das Hirn heraus und verzehrt es wie es ist. Den Schädel wirft er in den Platz hinein. Sofort stürzt ein Wildschwein auf ihn zu und frißt die Zunge und was sonst noch an Sehnen und Fleisch an ihm hängt.

Zehn Minuten später spielt ein kleiner Affe mit dem Totenschädel und treibt ihn wie eine Kugel vor sich her.

Mir selbst ist für diesen Tag der Appetit vergangen. Ich nehme mein Reitzeug und das Lasso und begebe mich in die Pampa. Amigo treibt sich am Rande des Urwaldes herum. Ich lege meinen Kopf an seine warme Schnauze und klopfe ihm den Hals: „Komm, du treuer Freund, wir wollen ein wenig hineinreiten in die goldene Weite und vergessen, was hinter uns liegt."

Amigo streckt sich und fliegt durch rauschendes Schilf; ein Rudel Gamas flüchtet erschreckt und jagt in mächtigen Sprüngen davon. Der Himmel ist in blauen Glanz getaucht; die Luft flimmert und sirrt, und wir reiten — reiten — bis sich die Sonne zum Niederwandern rüstet. — **Und** immer steht das Bild vor meiner Seele, wie der kleine Affe mit dem Totenschädel spielt. —

*

Fünfzehntes Kapitel.

Die Flucht.

Wer seinen Aufenthaltsort mit einem anderen zu vertauschen wünscht, sagt auf Wiedersehen, setzt sich den Hut auf und verläßt die Stätte seines bisherigen Wirkens. Das ist eine allgemein übliche Sitte. Aber leider nicht bei den Indianern. Hier gibt es ein ungeschriebenes Gesetz: Wer einem Stamm angehört, darf ihn nie verlassen und wird bei einem mißglückten Fluchtversuch getötet. Ich gehörte zum Stamm der Parintintin und war an ihn gebunden. Bei dem engen Zusammenleben, wo sich alles was man unternahm, in der breiten Öffentlichkeit abspielte, konnte ich eine Flucht nur unter dem Schutze eines außergewöhnlichen Ereignisses wagen. Und als solches kam nur ein Fest in Betracht.

Nach reiflicher Überlegung hatte ich mich für den Weg durch die Pampa entschlossen, und zwar wollte ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Der Urwald schied von vornherein aus. Ich hatte keine Ahnung von seiner Größe, ein Punkt, der hinsichtlich meiner Reittiere von ausschlaggebender Bedeutung war. Außerdem mußte ich damit rechnen, daß mich meine einstigen Stammesgenossen unbedingt eingeholt hätten. Und schließlich bedeuteten für mich die Indios, deren Vorhandensein im Walde einwandfrei feststand, eine dauernde große Gefahr. Die Pampa war frei von ihnen, und eine Verfolgung durch diese schattenlose Gegend brauchte ich nicht zu befürchten.

Der letzte Menschenfraß mit dem darauffolgenden Fest bot mir eine günstige Fluchtgelegenheit. Aus einem ganz bestimmten Grunde habe ich sie aber vorübergehen lassen. Ich will Schiggi-Schiggi mit mir nehmen. Es wird sehr wahrscheinlich bei vielen Leserinnen und Lesern ein Befremden hervorrufen, wenn ich sage: diese wilde Indianerin ist mir während der Zeit, da sie meine Frau war, lieb geworden. Ich habe an ihr mit warmen Gefühlen gehangen und hätte sie ungern vermißt. Der Maßstab nach unseren Begriffen scheidet hier vollständig aus, man wertet das Leben und die Menschen in der Wildnis anders, muß sie anders werten, sonst würde man den Sinn des Daseins nicht mehr verstehen. Auch mein Mosso war ja letzten Endes nichts anderes als ein Indio und dennoch — wie nahe ist mir sein Verlust gegangen! Auf dem Weg durch die Einsamkeit und Gefahr fallen die Schranken die unter anderen Verhältnissen unüberschreitbar sind, es gilt nur noch der Mensch. Und er gilt ungeheuer viel. Nochmals mutterseelenallein durch Pampa und Urwald, zwei, drei Monate lang — schauerlich!

Die Frauen der Parintintin führten Pfeile und Bogen so sicher wie die Männer und besaßen den gleichen Spürsinn und die gleiche fabelhafte Orientierungsgabe. Mit meinem Kompaß konnte ich in die Irre gehen, mit einer wilden Indianerin nie. Auf meinem Hinmarsch traf ich keine Menschenseele an, auf dem Rückmarsch konnte es umgekehrt sein, und daß mir in so einem Fall Schiggi-Schiggis indianische Sprachkenntnisse nur von Vorteil sein mußten, dürfte ohne weiteres auf der Hand liegen. Allein schon aus diesen Erwägungen heraus würde ich sie mitgenommen haben. Hierzu war indes eines unerläßlich: sie mußte das Reiten lernen. Ich hatte sie früher schon bisweilen auf mein Pferd gesetzt, aus Spielerei und ohne Absicht. Seit ich mich endgültig zur baldigen Flucht entschlossen hatte, nahm ich sie fast täglich auf die Pampa mit und gab ihr regelrechten Reitunterricht. Es hat ihr besonders am Anfang große Überwindung gekostet, das Pferd zu besteigen, und sie atmete jedesmal auf, wenn die Stunde zu Ende war. Genau wie der Häuptling zog sie immer wieder die Beine hoch und hockte, um einen landläufigen Vergleich zu gebrauchen, oben wie der Affe auf dem Kamel. Als ich ihr endlich einen notdürftigen Schluß beigebracht hatte, sprang sie auf einmal vom Pferd und deutete auf den Sattel.

„Was ist denn los, mein Kind? Was willst du denn vom Sattel?"

Sie deutete nur noch eindringlicher auf ihn, aber ich verstand deshalb auch nicht mehr. Da rieb sie sich in nicht mißzuverstehender Weise die Stelle, die bei den Vollblutindianern bis zum dritten oder vierten Jahre bekanntlich sehr schön blau ist.

„Mein Gott, Leo", dachte ich bei mir, „was hast du manchmal für eine lange Leitung. Das war wahrhaftig nicht schwer zu erraten."

Das nächstemal wurde Abhilfe geschaffen und die rotgestreifte Flanellunterhose meines Großvaters kam nun doch noch zu Ehren. Schiggi-Schiggi schien befriedigt zu sein und sprang nicht mehr vom Pferd. Das Reiten selbst bereitete ihr anfänglich gar kein Vergnügen, und ich fühlte es ihr lebhaft nach. Über den Zweck dieser ihr gänzlich unbekannten Beschäftigung konnte sie sich natürlich keine Vorstellung machen und hielt sie vermutlich für recht überflüssig. Aber nicht ein einzigesmal hat sie es auf irgendeine Weise gezeigt und ist folgsam immer wieder in den Sattel gestiegen. Nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten machte sie überraschend schnelle Fortschritte, und von diesem Augenblick an fand sie großen Gefallen an der edlen Kunst der Reiterei. Besonders den Galopp liebte sie heiß. Zur Zeit des Festes war sie schon soweit, daß sie mit ihrem Können entschieden Ehre eingelegt hätte beim Ausritt eines Münchener Tattersalls in den englischen Garten. Trotzdem konnte ich mich damals nicht zur Flucht entschließen. Der englische Garten ist nicht die Pampa. Vom sicheren Reiten hängt manchmal das Leben ab, und in diesem Punkt konnte ich für Schiggi-Schiggi noch nicht die Verantwortung auf mich nehmen. Ein paar Wochen mehr oder weniger spielten auch gar keine Rolle.

Früher als ich es erwartet hatte trat das Ereignis ein, unter dessen Schutz ich die Flucht wagen wollte. Etwa einen halben Monat nach dem letzten Fest bannte uns, Gott sei Dank nur für zwei Tage, wieder der unberechenbare Sur aus Haus. Die Männer unternahmen nach seinem Aufhören den obligaten großen Jagdzug, während ich wieder mit Schiggi-Schiggi auf die Pampa ging, nach Pferd und Mulas zu schauen und mit ihr zu reiten. Als wir nach Hause kamen, waren die Männer schon da und hatten wieder einen getöteten Indio mitgebracht. An den Schmaus schloß sich das übliche Fest. In der darauffolgenden Nacht, dem Höhepunkt des Festes, wollte ich fliehen.

Ich hatte mich schon die beiden letzten Male tagsüber vom feiernden Stamm ferngehalten und bin mit Schiggi-Schiggi in den Urwald und in die Pampa. Auch nachts blieb ich nur einige Stunden und schlief gleichfalls mit Schiggi-Schiggi in unseren Hängematten im Wald. Meine Parintintin fanden das ganz in der Ordnung, jedenfalls kümmerten sie sich nicht darum. Es lag also kein Grund zu irgendwelchen Befürchtungen vor, wenn ich mich diesmal genau so verhielt. Nur eine Sorge hatte ich noch: Wie wird sich Schiggi-Schiggi dazu stellen, wenn sie merkt, daß ich mit ihr fort will? Vorerst war sie ahnungslos, da ich mich ja nicht mit ihr verständigen und sie in meine Pläne und Absichten einweihen konnte. Ich mußte es eben darauf ankommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(26. Fortsetzung.)

Wie das Nest eines Vogels, auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Turms gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felsen. Es konnte oben keinen sehr großen Raum haben, denn außer einem Turm sah man nur eine befestigte Wohnung, aber die vielen Schießscharten im untern Teil des Gebäudes und mehrere weite Öffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, daß es wohl verwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Feste sei; und wenn ihm die vielen hellen Fenster des oberen Stockes ein freies, lustiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe, wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, daß es auf festem Grunde wurzle und weder vor der Gewalt der Elemente noch dem Sturm der Menschen erzittern werde. Eine schöne Aussicht bot sich schöne hier dem überraschten Auge dar, und eine noch herrlichere, freiere ließ die hohe Zinne des Wartturms und die lange Fensterreihe des Hauses ahnen.

Diese Bemerkungen drängten sich Georg auf, als er erwartend an der äußeren Pforte stand, die wohlverschanzt herwärts über der Kluft, auf dem Lande den Zugang zu der Brücke deckte. Jetzt tönten Schritte über die Brücke, das Tor tat sich auf, und der Herr des Schlosses erschien selbst, seinen Gast zu empfangen. Es war jener ernste, ältliche Mann, den Georg in Ulm mehreremal gesehen, dessen Bild er nicht vergessen hatte; denn die düsteren, feurigen Augen, die bleichen aber edlen Züge, seine große Ähnlichkeit mit der Geliebten, hatten sich tief in die Seele des Jünglings geprägt.

„Ihr seid willkommen in Lichtenstein!" sagte der alte Herr, indem er seinem Gast die Hand bot, und eine gütige Freundlichkeit den gewöhnlichen, strengen Ernst seiner

Züge milderte. „Was steht ihr müßig da! ihr Schlingel!“ wandte er sich nach dieser Begrüßung zu seinen Dienern. „Soll etwa der Junker sein Roß mit hinaufführen in die Stube? Schnell, hinein mit ihm in den Stall; das Rüstzeug traget auf die Kammer am Saal! — Verzeihet, werter Herr, daß man Euch so lange unbedient stehen ließ, aber in diese Bursche ist kein Verstand zu bringen. Wollet Ihr mir folgen?“

Er ging voran über die Zugbrücke, Georg folgte. Sein Herz pochte bei diesem Gang voll Erwartung, voll Sehnsucht, seine Wangen röteten sich vor Liebe und vor Scham, wenn er an die letzte Nacht und an die Gefühle zurückdachte, die ihn zuerst vor diese Burg geführt hatten. Sein Auge suchte an den Fenstern umher, ob es nicht die Geliebte erspähe, sein Ohr schärfte sich, um vielleicht ihre Stimme zu vernehmen, wenn auch ihr Anblick ihm jetzt noch verborgen war. Aber umsonst suchten seine Blicke diese Mauern zu durchbohren, umsonst fing sein scharfes Ohr jeden Laut begierig auf, noch schien sie sich nicht zeigen zu wollen.

Sie gelangten jetzt an das innere Tor. Es war nach alter Art tief, stark gebaut und mit Fallgattern, Öffnungen für siedendes Öl und Wasser, und allen jenen sinnreichen Verteidigungsmitteln versehen, womit man in den guten alten Zeiten den stürmenden Feind, wenn er sich der Brücke bemeistert haben sollte, abhielt. Doch die ungeheuren Mauern und Befestigungen, die sich von dem Tor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenstein nicht der Kunst allein, sondern auch der Natur; denn ganze Felsen waren in die Mauerlinie gezogen und selbst der schöne, geräumige Pferdestall und die kühlen Kammern, die statt des Kellers dienten, waren in den Felsen eingehauen. Ein bequemer, gewundener Schneckengang führte in die oberen Teile des Hauses, und auch dort waren kriegerische Verteidigungen nicht vergessen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Gerätschaften aufgestellt sind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kisten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Das Auge des alten Ritters ruhte mit einem gewissen Ausdruck von Stolz auf diesem sonderbaren Hausrat und in der Tat konnten diese Geschütze damals für ein Zeichen von Wohlhabenheit und selbst Reichtum gelten, denn nicht jeder Privatmann war imstande, seine Burg mit vier oder sechs Stücken zu versehen. Von hier ging es noch einmal aufwärts in den zweiten Stock, wo ein überaus schöner Saal, ringsum mit hellen Fenstern, den Ritter von Lichtenstein und seinen Gast aufnahm.*) Der Hausherr gab einem Diener, der ihnen gefolgt war, mehr durch Zeichen als Worte einige Befehle, die ihn aus dem Saale entfernten.

8.

— Und der Graf, gerührt von solches
Hohen Opfers hohem Geiste
Bei der Freude süßer Regung,
Kann der Freundschaft mildem Taue,
Der durchs Herz ihm, der durchs Auge
Schon ihm schleicht, nicht widerstehen.

P. Conz.

Als die beiden Männer in dem weiten Saale von Lichtenstein allein waren, trat der Alte dicht vor Georg hin und schaute ihn an, als messe er prüfend seine Züge. Ein Strahl von Begeisterung und Freude drang aus seinen Augen, und die Melancholie seiner Stirne war verschwunden, er war heiter, fröhlich sogar, wie der Vater, der einen Sohn empfängt, der von langen Reisen zurückkehrt. Endlich stahl sich eine Träne aus seinem glänzenden Auge, aber es war eine Träne der Freude, denn er zog den überraschten Jüngling an sein Herz.

„Ich pflege nicht weich zu sein,“ sprach er nach dieser feierlichen Umarmung zu Georg; „aber solche Augenblicke überwinden die Natur, denn sie sind selten. Darf ich denn wirklich meinen alten Augen trauen? Trügen die Züge dieses Briefes nicht? Ist dieses Siegel echt und darf ich ihm glauben? Doch was zweifle ich! Hat nicht die Natur Euch ihr Siegel auf die freie Stirne gedrückt? Sind die Züge nicht echt, die sie auf den offenen Brief Eures Gesichtes geschrieben? Nein, Ihr könnet nicht täuschen — die Sache meines unglücklichen Herrn hat einen Freund gefunden!“

„Wenn Ihr die Sache des vertriebenen Herzogs meinet, so habt Ihr recht gesehen, sie hat einen warmen Anhänger gefunden. Der Ruf bezeichnete mir längst den Herrn von Lichtenstein als einen treuen Freund des Herzogs, und ich wäre vielleicht auch ohne den Rat jenes unglücklichen Mannes, der mich zu Euch schickte, gekommen, Euch zu besuchen.“

„Setzet Euch zu mir, junger Freund“, sagte der Alte, dessen Augen immer noch mit Liebe auf dem Jüngling zu ruhen schienen; „setzet Euch her und höret, was ich sage. Ich liebe es sonst nicht, wenn die Leute ihre Farbe ändern, ich habe in meinem langen Leben gelernt, daß man die Überzeugung eines jeden ehren müsse, und daß ein Mann, wenn er nur sonst reine Absichten hat, nicht gerade deswegen zu verdammen sei, weil er anderer Meinung ist als wir. Aber wenn man seine Farbe mit so uneigennützigen Absichten ändert wie Ihr, Georg von Sturmfeder, wenn man dem Glück den Rücken kehrt, um sich an das Unglück anzuschließen, da hat die Änderung großen Wert, denn sie trägt das Gepräge einer edlen Tat an die Stirne.“

Georg errötete über sich selbst, als er hörte, wie der Lichtensteiner seine uneigennützigen Absichten pries. War es denn nicht auch die schöne Tochter, die ihn zu der Fahne des Vaters führte? Und mußte er nicht in der Achtung dieses Mannes sinken, wenn über kurz oder lang dieses Motiv seines Übertrittes ans Licht kam? „Ihr seid zu gütig“, antwortete er; „die Absichten eines Menschen liegen oft tiefer verborgen, als man auf den ersten Anblick glaubt; seid versichert, daß mein Übertritt zu Eurer Sache zwar zum Teil von dem empörten Gefühl des Rechtes geleitet wurde; doch könnte es auch einen irdischeren Beweggrund geben, Herr Ritter, und ich möchte nicht, daß Ihr mich für zu gut hieltet, es würde mir um so weher tun, wenn Ihr nachher ungünstiger von mir urteiltet.“

„Ich liebe Euch um dieser Offenheit willen nur noch mehr“, entgegnete der Herr des Schlosses und drückte seinem Gast die Hand. „Doch traue ich meiner Erfahrung und meiner Kenntnis der Gesichter und von Euch will ich kühn behaupten, daß, wenn Euch auch noch eine andere Absicht leitet als das Gefühl des Rechtes, diese Absicht doch keine schlechte sein kann. Wer Schlechtes im Schilde führt, ist feig, und wer feig ist, wagt es nicht, den Truchseß, den Herzog von Bayern und den Schwäbischen Bund vor den Kopf zu stoßen und so aufzutreten, wie Ihr aufgetreten seid.“

„Was wisset Ihr von mir?“ rief Georg mit freudigem Erstaunen; „habt Ihr denn je von mir gehört vor diesem Augenblick?“

Der Diener, welcher bei diesen Worten die Türe öffnete, unterbrach die Antwort des alten Herrn; er setzte Wildbret und volle Becher vor Georg hin und schickte sich an, den Gast zu bedienen. Doch ein Wink seines Herrn entfernte ihn aufs neue. „Verschmähet diesen Morgenimbiß nicht“, sagte er zu dem jungen Mann; „den ersten Becher sollte zwar die Hausfrau kredenzen, wie es die angenehme Sitte heischt; aber die meinige ist schon lange tot, und meine einzige Tochter, Marie, die an ihrer Stelle das Hauswesen versieht, ist ins Dorf hinabgegangen, um am hohen Feste eine Predigt zu hören und die Messe. Nun, Ihr fraget mich, ob ich noch nie von Euch gehört hatte? Ihr seid ja jetzt unser, daher darf ich Euch wohl sagen, was man sonst verschweigt. Ich war zur Zeit, als Ihr in Ulm einrücktet, in jener Stadt, um meine Tochter abzuholen, die sich dort aufhielt, hauptsächlich aber, um manches zu erfahren, was für den Herzog zu wissen wichtig war; Gold öffnet alle Pforten“, setzte er lächelnd hinzu, „auch die des hohen Rates, und so hörte ich täglich, was die Bundesobersten beschlossen. Als der Krieg erklärt wurde, war ich genötigt, abzureisen; ich hielt aber treue Männer in jener Stadt, die mir auch das Geheimste berichteten, was vorging.“

„War nicht einer davon der Pfeifer von Hardt,“ fragte Georg, „den ich bei dem Geächteten traf?“

„Und der Euch über die Alb führte? Ja wohl! Diese brachten immer Kundschaft. So erfuhr ich denn auch, daß man beschloß, einen Späher hinter den Rücken des Herzogs zu schicken, etwa in die Gegend von Tübingen, um dem Bunde sogleich Nachricht von unseren Schritten zu erteilen. Ich erfuhr auch, daß die Wahl auf Euch gefallen sei. Nun muß ich Euch redlich gestehen, Ihr und Euer Name war mir ziemlich gleichgültig, nur bedauerte ich Euch, als ich hörte, daß Ihr noch solch ein junges Blut seid, denn sobald Ihr über die Alb kamet als Kundschafter, wäret Ihr ohne Gnade und Barmherzigkeit totgeschlagen oder unter die Erde gesetzt worden, wo keine Sonne und kein Mond hinscheint. Um so überraschender war mir und vielen Männern die Nachricht, wie Ihr es ausgeschlagen und wie tapfer Ihr vor jenen Herren gesprochen. Auch daß Ihr absagtet und auf vierzehn

---

*) Crusius beschreibt in seiner Chronik das Schlößchen Lichtenstein, wie wir es hier nacherzählen. Er sah es zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, also etwa siebzig Jahre nach dem Jahr 1519. Dort findet sich auch die hierher gehörige Stelle: „Im obern Stockwerk ist ein überaus schöner Saal, ringsum mit Fenstern, aus welchen man bis an den Asperg sehen kann: darin hat der vertriebene Fürst, Ulerich von Württemberg, öfter gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur sagte: „Der Mann ist da!“ so wurde er eingelassen.“ Wo aber wohnte er den Tag über? Wo hielt sich der Vertriebene auf? Die Frage lag sehr nahe. — Jetzt ist in die Ruinen des alten Schlosses ein Jägerhaus erbaut, das noch immer den Namen des „Lichtensteiner Schlößleins“ trägt und am fröhlichen Pfingstfest einer lebensfrohen Menge zum Tummelplatz dient.

Anm. Hauffs.

Tage Urfehde schwören mußtet, erfuhr ich. Und wie freut es mich, daß Ihr nun gar unser Freund geworden seid!"

Die Wangen des jungen Mannes glühten, sein Auge strahlte vor Freude; brach ja doch dieser Augenblick alle Schranken, welche die Verhältnisse zwischen ihm und Marie gezogen hatten. Sein langer Wunsch, dessen Erfüllung oft so weit in die Ferne hinaus gerückt schien, war in Erfüllung gegangen; er hatte unbewußt Mariens Vater für sich gewonnen. „Ja, ich habe ihnen abgesagt," antwortete Georg, „weil ich ihr Wesen nicht mehr leiden mochte; ich bin Euer Freund geworden; doch wäre es möglich, ich hätte mich nicht so bald zu Eurer Sache bekannt; aber als ich unten in der Höhle neben jenem geächteten Mann saß, als ich bedachte, wie man mit den Edeln und selbst mit dem Herrn des Landes umgehe, wie seine gewaltigen Reden so mächtig an meiner Brust anklopften; da war es mir auf einmal hell und klar, hierher müsse ich stehen, hier müsse ich streiten. Und glaubt Ihr, es werde bald etwas zu tun geben? Denn ich bin nicht zu Euch herübergeritten, um die Hände in den Schoß zu legen!"

„Das konnte ich mir denken," sagte der Ritter lächelnd; „vor vierzig Jahren hatte ich auch so rasches Blut, und es ließ mich nicht lange auf einem Fleck. Wie die Sachen stehen, wißt Ihr; man kann sagen, eher schlimm als gut. Sie haben das Unterland, sie haben den ganzen Strich von Urach herauf. Auf eines kommt alles an; hält Tübingen fest, so siegen wir."

„Die Ehre von vierzig Rittern bürgt dafür," rief Georg mit Unmut; „das Schloß ist stark, ich habe kein stärkeres gesehen, Besatzung ist hinlänglich da, und vierzig Männer von Adel werden sich so leicht nicht ergeben. Es kann nicht sein, es darf nicht sein. Haben sie nicht des Herzogs Kinder bei sich und den Schatz des Hauses? Sie müssen sich halten."

„Wohl, wenn sie alle dächten wie Ihr. Es kommt gar viel auf Tübingen an. Wenn der Herzog Entsatz bringen kann, so hat er an Tübingen einen festen Punkt, von wo aus er sein Land wieder erobern kann; es sind große Kriegsvorräte, es ist ein großer Teil des Adels dort; so lange sie zu seiner Partei halten, ist Württemberg nur dem Boden nach gewonnen, dem Geiste nach ist es noch des Herzogs; aber ich fürchte, ich fürchte!"

„Wie? Unmöglich können sich die Vierzig ergeben!"

„Ihr habt noch wenig erfahren in der Welt," erwiderte der Alte; „Ihr wißt nicht, welche Lockungen und Schlingen manchen ehrlichen Mann straucheln machen können. Und es ist mancher in der Burg, dem der Herzog zu viel getraut hat. Er merkt auch wohl, daß es nicht ganz lauter und rein hergeht, denn er schickte den Ritter Marx Stumpf von Schweinsberg an sie mit einem beweglichen Schreiben,*) das Schloß nicht zu übergeben, sondern ihm Gelegenheit zu machen, in dasselbe zu kommen, weil er dort zu sterben bereit sei, wenn es Gott über ihn verhänge."

„Der arme Herr!" rief Georg bewegt. „Aber ich kann nicht glauben, daß der Landesadel so schändlich freveln könnte; sie werden ihn einlassen in die Burg, er wird ihren Mut aufs neue beseelen, er wird Ausfälle machen, er wird sie schlagen, die Belagerer, trotz Bayern und Frondsberg; wir werden uns an ihn anschließen, wir werden fechtend durch das Land ziehen und diese Bündler verjagen."

„Marx Stumpf ist noch nicht zurück", sagte der Ritter von Lichtenstein mit besorgter Miene; „auch haben sie seit gestern das Schießen eingestellt. Sonst hörte man jeden Stückschuß hier auf dem Lichtenstein, aber seit gestern ist es still wie im Grabe."

„Vielleicht schweigt das Geschütz wegen des Festes; gebt acht, sie werden morgen oder am Ostermontag wieder donnern lassen, daß es durch Eure Felsen hallt."

„Was da!" entgegnete jener. „Wegen des Festes? Seinem Herzog treu zu dienen, ist auch ein frommer Dienst; und es wäre den Heiligen im Himmel vielleicht lieber, sie hörten den Donner der Feldschlangen von Tübingens Wällen, als daß sie die Ritter müßig sehen. Müßiggang ist aller Laster Anfang! Aber wenn nur der Stumpf in das Schloß kommt, der wird sie aufrütteln aus ihrem Schlummer."

„Der Herzog hat den Ritter von Schweinsberg nach Tübingen geschickt, sagt Ihr? Der Herzog will ins Schloß, weil die Besatzung seit einigen Tagen zu wanken scheint? Da kann also Ulerich nicht bis Mömpelgard entflohen sein, wie die Leute sagen; da ist er vielleicht in der Nähe? O, daß ich ihn sehen könnte; daß ich mich mit ihm nach Tübingen schleichen könnte!"

*) Er schickte einen tapfern Ritter, Marx Stumpf von Schweinsberg, an sie mit einem beweglichen Schreiben, das Schloß nicht zu übergeben, sondern, wo sie solches auch tun wollten, ihm wieder Gelegenheit zu machen, in dasselbe zu kommen; weil er in selbigem zu sterben bereit sei, wenn es Gott über ihn verhänge. Sattler Gesch. der Herz. v. Württemb. II. 15.

Ein sonderbares Lächeln zog flüchtig über die ernsten Züge des Alten. „Ihr werdet ihn sehen, wenn es Zeit ist", sagte er. „Ihr werdet ihm angenehm sein, denn er liebt Euch schon jetzt. Und ist das Glück gut, so sollt Ihr auch mit ihm nach Tübingen kommen, Ihr habt mein Wort darauf. — Doch jetzt muß ich Euch bitten, Euch ein Stündchen allein zu gedulden. Mich ruft ein Geschäft, das aber bald abgetan sein wird. Nehmt Euch meinen Wein zum Gesellschafter, schauet Euch um in meinem Haus, ich würde Euch einladen, auf die Jagd auszureiten, wenn ein solches Vergnügen zum Karfreitag paßte."

Der alte Herr drückte seinem Gast noch einmal die Hand und verließ das Zimmer. Bald nachher sah ihn Georg aus dem Schlosse dem Walde zureiten.

Als sich der junge Mann allein gelassen sah, fing er an, seinen Anzug ein wenig zu besorgen, der durch den Ritt in der Nacht, durch seinen Aufenthalt in der Höhle etwas außer Ordnung gekommen war. Wer je unter solchen Umständen in die Nähe der Geliebten kam, wird es ihm nicht übelnehmen, wenn er vor einem kleinen Spiegel von poliertem Metall, den er in diesem Gemach vorfand, und der wohl zu Mariens Gerätschaften gehören mochte, Bart und Haare ordnete, das Wams ein wenig reinigte und jede Spur von Unordnung aus seinem Anzug zu verbannen suchte. Er erging sich dann in dem großen Zimmer und suchte unter den vielen Fenstern eines auf, von welchem er auf den Felsenweg hinabschauen konnte, den Marie von der Kirche im Tal heraufkommen mußte.

(Fortsetzung folgt.)



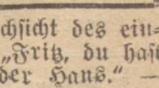
Bunte Chronik



* **Rennpferde mit Brillen.** Ein amerikanischer Augenarzt ist auf die Idee gekommen, seinen Kundenkreis durch Einbeziehung der Pferde zu vergrößern. Er behauptet, durch geeignete Brillen die Rennpferde, deren Sehschärfe schwach ist, so „fit" zu machen, daß sie schneller laufen als mit unbebrillten Augen. Bis jetzt sind Versuche mit bebrillten Pferden auf der Rennbahn noch nicht gemacht worden.

* **Eine Angestellte, die 106 Jahre alt ist.** Die älteste Arbeiterin, die wohl je in einem Betriebe tätig war, ist in den Goodwill-Werren in Kansas beschäftigt. Anläßlich ihres hundertundsechsten Geburtstages veranstaltete die Firma ein Festmahl, an dem die Jubilarin von Anfang bis zu Ende teilnahm. Sie erzählte dabei lebhaft und anschaulich aus ihrem bewegten Leben. So unter anderem, wie sie als vierjähriges Kind ihren Eltern, braven Farmersleuten, von Indianern entführt und von diesen drei Jahre lang gefangen gehalten wurde, bis es ihr gelang, zu entfliehen und nach mancherlei Abenteuern zu ihren Eltern zurückzukehren. Mit 76 Jahren lernte diese von wirklich außergewöhnlicher Lebenskraft Erfüllte noch Lesen und Schreiben, weil sie sonst ihren Posten nicht weiter hätte versehen können. Das Interessanteste aber ist, daß Emma Macmahon, im Betriebe allgemein „Die Großmutter" genannt, mit ihren 106 Jahren noch frisch und rüstig ihrem Berufe nachgeht. Sie ist Oberaufseherin in der Wäsche-Ausbesserungsabteilung, und die ihr unterstellten jungen Mädchen erklären, daß „Großmutter" scharf aufpasse und keine Nachlässigkeiten in ihrem Reiche dulde. Mrs. Macmahon verdient 12 Dollar wöchentlich. Fünf davon verbraucht sie für ihren eigenen Lebensunterhalt, fünf Dollar schickt sie jede Woche einem ihrer Söhne, der 70 Jahre alt und, wie sie sich ausdrückt, „augenblicklich etwas in Verlegenheit" ist, und zwei Dollar legt sie zurück „für ihre alten Tage", wenn sie nicht mehr wird arbeiten können!

Lustige Rundschau



* **Zusammenarbeit.** Lehrer (nach Durchsicht des eingeschriebenen Aufsatzes: „Unsere Mutter!"): „Fritz, du hast denselben Aufsatz geschrieben wie dein Bruder Hans." — Fritz: „Jawohl, Herr Lehrer, wir haben ja auch dieselbe Mutter."

*

* **Brautfahrt.** „Was ist aus der Sache eigentlich geworden? Vor zwei Monaten wollte doch Otto Ihrer Tochter bei einer Autotour seinen Antrag machen?" — „Vorläufig schwebt die Sache noch. Sie sind beide noch im Krankenhause..."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.